

Feuilleton.

Hugo Schuchardt.

Am heutigen Tage feiert einer der Großen im Reiche der Wissenschaft, der Sprachforscher Hugo Schuchardt in Graz, in voller geistiger Frische seinen achtzigsten Geburtstag.

Schuchardt ist ein großer Bahnbrecher. In seinem Erstlingswerke, das er seinen Lehrern Diez, dem Begründer der romanischen Sprachwissenschaft, und Nitschl widmete, in dem dreibändigen „Vokalismus des Vulgärlateins“, schafft er mit bewundernswerter Gelehrsamkeit die breite Grundlage für die Geschichte ältesten romanischen Lautwandels. Wissenschaftliches Neuland erschließt er in seinen zahlreichen Abhandlungen über die kreolischen Sprachen, jene merkwürdigen radikalen Vereinfachungen des Portugiesischen, Französischen, Holländischen, Englischen, die entstanden, wo weiße Kolonisten in Verkehr traten mit Eingebornen und sich ihnen verständlich machen mußten. Stets erweitert er den Kreis der Sprachen, die den Gegenstand seines wissenschaftlichen Studiums bilden: zu den romanischen Sprachen treten früh die schwierigen keltischen; 1876 von Halle nach Graz berufen, tritt er an das Studium der slawischen Sprachen und des Magyarischen; 1887 veröffentlicht er seine erste Studie über das Baslische; durch das Baslische wird er auf die hamitisch-semitischen Sprachen Nordafrikas, aber auch auf die kaukasischen Sprachen geführt, da das Baslische, der Ueberrest des alten Iberischen, Ueber-

einstimmungen zeigt nicht bloß mit den Sprachen Nordafrikas, sondern überraschenderweise auch mit verschiedenen Sprachgruppen des Kaukasus.

Eine große Zahl von Sprachen beherrscht er auch praktisch. „Die fortgesetzten Stilübungen in fünf fremden Sprachen“, zu denen ihn sein ausgedehnter wissenschaftlicher Briefwechsel zwingt, lassen ihn zwar nach einer allgemeinen Gelehrtensprache seufzen, und er klagt, daß dem, der das Studium einer Sprache mit wissenschaftlichem Interesse treibe, die praktische Beherrschung besondere Mühe koste: „Uns, die wir unser ganzes Leben der Erforschung der Sprachen gewidmet haben, beschämt jede Dame, die im Salon die Unterhaltung rasch und sicher in drei, vier Sprachen führt.“ Und doch hat er Abhandlungen nicht nur in deutscher, französischer, spanischer, italienischer Sprache veröffentlicht, sondern auch in magyarischer, kleinere Aufsätze in russischer, dänischer, kymrischer Sprache. Dem provenzalischen Felibre antwortet er in provenzalischen Versen; und die Verwandtschaft der Schnaderhüpfeln der Alpen mit den Coplas der Spanier veranschaulicht er dem Spanier, indem er solche in spanische Verse überträgt. Kenntniß fremder Sprachen und fremden Volkstums erwirbt er nicht nur aus Büchern, sondern auch durch zahlreiche Reisen. Er kennt die Romania vorzüglich; hat zum Studium des Kymrischen 1875 einen Ferienaufenthalt in Wales gemacht und 1887 den Sommer in den Pyrenäen verbracht zur Erlernung des Baslischen. Es mag Sprachforscher geben, die einen noch -- kern Kreis von Sprachen umspannen.

Aber keiner verbindet mit der Weite des Blicks solche Schärfe wie Schuchardt. Er verliert sich nicht im wissenschaftlichen Kleingewerbe. Tiefere Erkenntnis erwartet er nicht von Organisation und Mechanisierung wissenschaftlicher Arbeit, sondern von steter Erneuerung wissenschaftlicher Methode. Darum hat er auch die Arbeiten Gillieron's so begeistert begrüßt. Sein Blick ist stets auf die Grundfragen der Sprachwissenschaft gerichtet. Für ihn gibt es in der Sprachwissenschaft keine festen Scheidewände; was man indogermanische, semitische, germanische, romanische Sprachwissenschaft nennt, sind nicht besondere Wissenschaften, sondern Lehrfächer; denn die Sprache bildet eine Einheit; „zwischen allen Gestaltungen bestehen Uebergänge, müssen oder dürfen angenommen werden.“ Ueberall stehen die Sprechenden unter dem Einfluß derer, mit denen sie verkehren; so entstehen Mischungen benachbarter Mundarten, Beeinflussungen der Mundarten durch die Schriftsprachen, Berührungen nahesteher, Berührung völlig verschiedener Sprachen: es gibt keine ungemischte Sprache. Diesen gegenseitigen Beeinflussungen geht Schuchardt mit besonderer Liebe nach: er deckt die Berührungen zwischen slawischen und angrenzenden deutschen und italienischen Mundarten auf, zeigt, wie stark der baslische Wortschatz mit Wörtern romanischen Ursprungs durchsetzt ist, wie spärlich dagegen baslische oder iberische Ueberreste im Romanischen sind, prüft fein abwägend den Einfluß des skeltischen auf die romanischen Sprachen, achtet auf den Einfluß des Dänischen auf das angrenzende

Deutsche, untersucht die lateinischen und romanischen Wörter im Berberischen, die nordafrikanischen im Lateinischen, die romanischen im Magyarischen, die arabischen im Romanischen, die arabischen im Berberischen, die Uebergänge zwischen den hamitischen und den Sudansprachen.

In den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts waren wohl die meisten Sprachforscher überzeugt, daß die lautliche Entwicklung einer Sprache nach ähnlichen ausnahmslosen Gesetzen vor sich gehe wie etwa die Bewegungen der Gestirne. Die richtige Formulierung dieser Lautgesetze betrachtete man als die Hauptaufgabe der Sprachwissenschaft, die Lautlehre als die einzige sichere Grundlage für das Studium der Formen und der Etymologie. In seinem Schriftchen „Ueber die Lautgesetze“, das 1885 erschienen, dessen hoher Wert aber erst Jahrzehnte später erkannt wurde (Gachet nennt es „le livre de chevet du philologue“), tritt Schuchardt dem Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze entgegen. Es konnte nur aufgestellt werden, weil man den abgeschlossenen, nicht den vor sich gehenden Lautwandel, nicht die lebende Sprache ins Auge faßte. Allerdings ist alles sprachliche Geschehen festen Gesetzen unterworfen, aber es sind psychologische Gesetze, deren Auswirkungen so verwickelt sind, daß sie nicht in jene starren Formeln gepreßt werden können, die man Lautgesetze nennt; „es gibt wenig Wörter, die sich streng auf dem Weg phonetischer Tugend gehalten haben.“

Schuchardt ist überzeugt, daß in allen grundsätzlichen Fragen die Erforschung der romanischen

Erkenntnisbedingungen am günstigsten sind. In zahlreichen etymologischen Untersuchungen, meist in der Zeitschrift für romanische Philologie erschienen, zeigt er, auf welche Abwege falsche Auffassungen vom Wesen der Lautentwicklung die Sprachwissenschaft gebracht haben; wie man z. B. auf Grund der Lautgesetze die romanischen Wörter für „gehen“ (frz. aller, prov. anar, it. andare usw.) von einander getrennt, für jedes besondere, nach der Bedeutung höchst unwahrscheinliche Grundwörter aufgestellt hat. Für Schuchardt ist denn auch die Lautlehre nicht der Kern der Sprachwissenschaft, sondern eine Beigabe; als Aufgabe der Sprachwissenschaft betrachtet er die Erforschung der Ursachen, weshalb die Begriffe und Gedanken ihre Ausdrucksformen wechseln; die „Lautgesetze“ sind Wegmarken, die durch den dichten Wald geleiten. Mit Vorliebe geht er bei seinen etymologischen Forschungen vom Begriff aus. Verschiedene seiner Arbeiten, so die prächtige Festschrift an Mussafia, sind reich illustriert. „Sachen und Wörter“ ist ein Schlagwort, das er geprägt hat. Zur Aufhellung der Etymologie von frz. trouver (nach ihm ursprünglich ein Fachausdruck der Fischer: turbare aquam, das Wasser trüben, um Fische zu fangen, dann turbare pisces, Fische fangen) studiert er aus eingehendste die verschiedenen Arten des Fischfangs und der Fischereigeräte. Nicht ist es seine Art, irgend ein Wort einer Sprache herauszugreifen und auf Grund der Lautgesetze eine Etymologie aufzustellen. Er behandelt alle begrifflich und lautlich nahestehenden Wörter, einen ganzen Strom von Wörtern, verfolgt sie weithin, mit all ihren lautlichen und begrifflichen Kreuzungen. Seine Methode hat er in zahlreichen polemischen Artikeln verteidigt. Polemik betrachtet er als unentbehrliches Förderungs-

nicht wert ist, daß man sie verteidigt, ist auch nicht wert, daß man sie besetzt". Aber stets führt er die Polemik mit vollendeter Courtoisie. In verschiedenen polemischen Schriften hat er auch gegen Fachgenossen die Idee einer künstlichen internationalen Hilfssprache versprochen, auch im Auftrag der Wiener Akademie einen Bericht darüber abgefaßt.

Schuchardt ist ein Meister des Stils. In der Frage der Fremdwörter, über die namentlich während des Krieges so viel geschrieben worden, bewahrt ihn sein seines Stilgefühl vor Uebertreibungen nach der einen wie nach der andern Seite. Die warme schwingvolle Sprache seiner Festschriften an Mussafia oder an Gartner bereitet hohen Genuß; nicht weniger die Essays (auch über Literarisches) seiner jüngern Jahre (gesammelt in dem Buche „Romanisches und Keltisches“, 1886). Ihm ist das Studium der Sprachen, besonders der romanischen Sprachen, von je als Förderungsmittel des Völkerfriedens erschienen. Er, in Gotha in hoffähigen Kreisen aufgewachsen, dem deutschen Volkstum von Herzen zugetan, aber sich doch innerlich dem feurigen Romanen verwandter fühlend als dem steifen Norddeutschen, war berufen zum Vermittler zwischen den beiden Kulturen. Immer strebte er nach Gerechtigkeit: die Annexion dänischen Gebietes durch Preußen empfand er als Unrecht; er trat ein für die Rechte der sprachlichen Minderheiten in Ungarn und Böhmen; und während des Krieges hat er sich redlich bemüht, sich allseitig zu unterrichten, was in einem kriegsführenden Lande nicht leicht war. Der Weltkrieg läßt ihm all seine Bestrebungen nach Völkerverständigung als unnütz erscheinen. Schwer leidet er unter dem Unglück, daß der Krieg über das deutsche Volk gebracht. Als besonders schweres Unrecht empfindet er die Annexion deutschen Ge-

rend des Krieges hat er in verschiedenen Artikeln der Zeitschrift „Wissen und Leben“ seine Art, die Dinge zu schauen, dargelegt. Auch wer nicht alles in gleichem Lichte sieht wie er, wird seinem aufrichtigen Streben nach Wahrheit und seiner vornehmen Gesinnung die Achtung nicht versagen. Aufschlussreich über sein Leben und seine Persönlichkeit sind seine „Bekanntnisse und Erkenntnisse“ im 22. Bande derselben Zeitschrift.

Mit der Schweiz verknüpfen ihn manche Fäden. Sein Großonkel war der Waadländer Doyen Bridel, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Wörterbuch der westschweizerischen Patois verfaßt hat, das, solange das Glossaire de la Suisse romande nicht erschienen ist, die Hauptquelle bildet für die Kenntniß des Wortschatzes dieser Mundarten. In Genf hat er 1867 studirt, an den Gestaden des Genesersee die Bekanntschaft mit dem spätern Freunde, dem großen französischen Romanisten Gaston Paris, gemacht. Ueber das Rätoromanische oder, wie man damals sagte, das Churwälsche, hat er seine Habilitationsschrift geschrieben. In der Schweiz haben seine Schrift über die Lautgesetze und seine Methode ethnologischer Forschung durch Morf und seine Schule wohl früher Anerkennung gefunden als anderwärts. Zu seinem 70. Geburtstage haben Schweizer Gelehrte ihm einen Strauß wissenschaftlicher Arbeiten dargebracht. Zu seinem 80. Geburtstage erscheint ein Schuchardt-Brevier, Auszüge aus seinen mannigfach zerstreuten Werken, dessen Druck wiederum schweizerische dankbare Bewunderer Schuchardts ermöglicht haben. Sie entbieten ihrem Meister, dem genialen Forscher und großen Menschen, Grüße und herzliche Wünsche für ein heiteres frohes Alter.

J. U. Hub sch m i e d.